

87]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nezd.

Das war zu jenen Zeiten, als der berühmte Bildhauer aus der Hauptstadt Deutschlands selber kam, um einen großen Löwen in Granit zu hauen, zur Ehre für die Freiheit! Aber er konnte nichts anrichten mit seinen Butterstechern — Gerätschaften — der Stein war zu hart für einen, der daran gewöhnt war, dazustehen und am Marmor zu fingerieren. Und wenn es ihm wirklich einmal gelang, ein Stückchen abzuschlagen, so war es immer an der verkehrten Stelle. Da meldete sich „die Kraft“ und übernahm es, den Löwen nach etwas Ton auszuheben, den ihm der andere zusammenklatschte. Alle waren überzeugt, daß er bei dieser Arbeit zusammenbrechen würde. Aber so frech war er in seiner Vergabung, daß er sie zur vollsten Zufriedenheit ausführte. Er bekam eine gute Summe Geldes dafür, aber das war ihm nicht genug. Er wollte auch die halbe Ehre haben und in den Blättern besprochen werden, ebenso wie der Künstler selbst; und als daraus nichts wurde, warf er das Werkzeug hin und wollte nicht mehr für andere arbeiten. „Warum soll ich die Arbeit ausrichten und die andern die Ehre dafür haben?“ sagte er und meldete sich bei Versteigerungen von Steinarbeiten. In seinem unbändigen Hochmut wollte er die zur Seite schieben, die doch geboren waren, an der Spitze der Dinge zu stehen. Aber Hochmut kommt vor dem Fall, die Strafe lag schon da und lauerte auf ihn.

Er hatte das niedrigste Gebot auf die Südbücke gegeben, und sie konnten nicht um ihn hinwegkommen. Da versuchten sie denn, ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen; lockten die Arbeiter von ihm fort und machten ihm Schwierigkeiten, Material zu bekommen. Der Amtsrichter, der mit dabei war, forderte, daß der Kontrakt gehalten werde; und „die Kraft“ mußte Tag und Nacht mit den ihm gebliebenen paar Mann arbeiten, um rechtzeitig fertig zu werden. Nun, eine schönere Brücke hatte niemand gesehen. Aber er mußte das Hemd vom Leibe verkaufen, um seine Verpflichtungen zu decken.

Er wohnte damals in einem hübschen, kleinen Hause, das ihm gehörte. Es lag draußen an der östlichen Landstraße und hatte einen Turm auf der Manarde, Jens und Morten hatten ihre erste Kindheit dort verbracht. Ein kleiner Garten mit zierlichen Gängen und einer Grotte, die einer ganzen Klippenpartie glich, lag davor. Jörgensen hatte das Ganze selbst angelegt. Es wurde ihm weggenommen, und sie mußten in das Stadtviertel der armen Leute ziehen, wohin sie ja gehörten und sich dort einmieteten. Aber das knickte ihn nicht. Fröhlich war er trotzdem, und noch großmächtiger im Wesen als früher. Es war nicht leicht, ihn zu treffen! Aber dann gab er ein Gebot auf das neue Krahnbedding. Man hätte ihm die Berechtigung verweigern können, da er nicht über Kapital verfügte. Aber nun sollte er getroffen werden! Er bekam Kredit bei der Sparkasse, um gut in Gang zu kommen, und Material und Arbeiter standen ihm zur Verfügung. Und dann, als er mitten darin war, fing dieselbe Geschichte wieder an, und diesmal sollte er den Hals brechen. Reich und arm, die ganze Stadt war einig in dieser Sache. Nun verlangte man die alte Sicherheit zurück, die von Gott selbst gestiftete Ordnung mit hoch und niedrig, vornehm und gering sollte aufrechterhalten bleiben. „Die Kraft“ war von allergeringster Herkunft, er sollte ruhig wieder dahin zurückkehren, wozu er geboren war.

Er zerbrach! Der rechtmäßige Bauherr übernahm ein gutes Stück Arbeit für nichts, und Steinhauer Jörgensen stand mit ein Paar gespaltenen Holzschuhen und Schulden, die er niemals würde einlösen können, da. Alle Welt freute sich zu sehen, wie er wieder in das Dasein des Tagelöhners zurückkehrte. Aber er tat es nicht ruhig. Er legte sich aufs Trinken. Von Zeit zu Zeit fuhr er auf und raste wie ein Teufel. Los wurden sie ihn nicht; er lagerte sich über alle Gemüter wie ein böses Anurken, selbst wenn er ruhig seine Arbeit verrichtete, mußten sie sich mit ihm beschäftigen. In diesem Zustand vergendete er die letzten Habseligkeiten und sie zogen in die Hütte am Rischplatz hinaus, wo sonst niemand wohnen wollte.

Er war ein anderer geworden, seit die Bewilligung zu dem großen Hasenprojekt durchgegangen war. Er rührte keinen Brantwein mehr an. Wenn Pelle zu ihnen hinauskam, pflegte er am Fenster zu sitzen und sich mit Zeichnungen und Zahlen zu beschäftigen. Die Frau ging umher und weinte still vor sich hin, die Alte schimpfte. Aber Jörgensen wandte ihnen seinen breiten Rücken zu und lag schweigend seinen eigenen Angelegenheiten ob. Er war nicht aus seiner Selbstsicherheit herauszureißen. Die Mutter nahm sie draußen in der Küche in Empfang, wenn sie sie lärmend kommen hörte. „Ihr müßt ein bißchen leise gehen, Vater rechnet und rechnet, der Aermste! Er kann keine Ruhe in seinem Kopf finden, seit es Ernst geworden ist mit dem Hasen. Beständig arbeiten die Gedanken in ihm. So muß das sein, sagt er, und so das! Wenn er sich doch unter seinesgleichen beruhigen und die Großen sich um ihre Sachen kümmern lassen wollten!“

Er saß am Fenster, mitten in der Sonntagsonne und zählte schwierige Zahlen zusammen; er flüsterte halb laut und ließ den eingerissenen Zeigefinger, dessen äußerstes Glied weggesprengt war, an den Zahlen hinablaufen. Dann stieß er gegen den Tisch. „Ach, daß man nichts gelernt hat!“ stöhnte er. Die Sonne spielte in seinem dunklen Bart: die mühselige Arbeit hatte nicht vermocht, seine Glieder steif zu machen und ihn herunterzubringen. Das Trinken hatte ihm nichts anhaben können, er saß da wie die personifizierte Stärke; die große Stirn und der Hals waren ganz sonnengebräunt. „Sieh mal her, Morten!“ rief er aus und wandte sich nach ihm um. „Gud Dir einmal die Zahlen an!“

Morten sah sie an. „Was ist denn das, Vater?“ „Was das ist? Unser Verdienst in der letzten Woche. Du kannst doch sehen, daß die Zahlen groß sind!“

„Nein, Vater, was ist es?“ Morten sagte mit seiner dünnen Hand in den Bart seines Vaters. Die Augen „der Kraft“ wurden mild bei dieser Liebkosung.

„Das ist ein Aenderungsvorschlag! Sie wollen die Einfahrt auf der alten Stelle behalten und das ist verkehrt; wenn der Wind von der See herkommt, kann man ja nicht in den Hasen hinein. Die Einfahrt muß da hinaus und die äußere Mole muß so gebogen sein.“ er zeigte auf seine Zeichnungen. Jeder Fischer und Seemann wird mir Recht geben, aber die hohen Herren Ingenieure sind ja so klug!“

„Willst Du denn wieder ein Gebot einreichen?“ Morten sah ihn entsetzt an. Der Vater nickte.

„Aber Du bist ihnen ja doch nicht gut genug! Das weißt Du ja, sie lachen ja nur über Dich.“

„Diesmal werde ich der sein, der lacht.“ erwiderte Jörgensen, ein bißchen finstern bei den Erinnerungen an all den Hohn, den er erlitten hatte.

„Freilich lachen sie über ihn.“ sagte die Alte von der Ofenecke her und wandte ihren Raubvogelkopf nach ihnen um. „Aber dann hat man doch etwas, womit man spielen kann. Vater muß immer den Großen spielen!“

Der Sohn antwortete ihr nicht. „Du sollst Dich ja auch aufs Zeichnen verstehen, Pelle?“

sagte er ruhig. „Kannst Du dies hier nicht ein wenig in Ordnung bringen? Das da ist der Wellenbrecher, wenn wir uns das Messer wegdenken, und dies hier das Wassin, mitten durchgeschnitten, verstehst Du? Aber ich kann es nicht dahin kriegen, daß es natürlich aussieht. Die Mäße sind ganz richtig! Hier über der Wasserlinie sollen große Kopfsteine sein und unten steht die Bruchfläche.“

Pelle machte sich an die Arbeit, er war aber zu unständig.

„Nicht so genau.“ sagte Jörgensen. „Nur ein bißchen großzügig!“

„Ja, ein bißchen großzügig.“ sagte die Alte.

So saß er immer, wenn sie kamen. Durch die Frau erfuhren sie, daß er trotzdem kein Gebot einreichte, sondern zu dem, der Arbeit übernahm, mit seinen Plänen gehen und ihm seine Mitarbeiterschaft anbot. Sie hatte jetzt völlig den Glauben an seine Pläne verloren und war in beständiger Unruhe. „Er ist so sonderbar, immer nur von diesem einen in Anspruch genommen.“ sagte sie fröstelnd. „Trinken tut er nie, er rast auch nicht so gegen alle Welt, so wie er es früher getan hat.“

„Aber das ist ja nur gut,“ sagte Morten beruhigend.
 „Ja, Du hast gut reden. Was verstehst Du woll' davon? Wenn er seiner täglichen Arbeit nachgeht, dann weiß man doch, was das ist. Aber so wie jetzt. — Ich bin so bange vor dem Rückschlag, wenn er sich eine Niederlage geholt hat. Glaub nur nicht, daß er sich verändert hat, es schlummert nur in ihm. Gegen Karen ist er so wie immer; er kam es nicht auszuhalten, ihre verwachsene Gestalt zu sehen, sie erinnert ihn immer zu sehr an alles, was nicht so ist, wie es sein sollte. Sie soll nicht auf Arbeit gehen, aber wie können wir ohne ihre Hilfe fertig werden? Leben müssen wir ja doch auch! Ich mag sie ihm gar nicht vor die Augen kommen lassen. Er ärgert sich ja über sich selbst, aber das Kind muß da unter leiden. Und er ist der einzige, aus dem sie sich etwas macht.“

Karen war in den letzten paar Jahren nicht gewachsen, war aber noch verkrüppelter geworden, die Stimme war ganz trocken und scharf, als sei sie durch erstarnte Eindrücke gegangen, ehe sie herauskam. Sie hatte es gern, wenn Pelle da war und sie ihn reden hören konnte; wenn sie glaubte, daß er am Abend kommen würde, beeilte sie sich, von ihrem Platz nach Hause zu kommen. Aber sie mischte sich nie in die Unterhaltung und nahm auch an nichts teil. Niemand konnte wissen, was in ihr vorging. Die Mutter konnte plötzlich zusammensinken und in Tränen ausbrechen, wenn ihr Blick zufällig auf sie fiel.

„Sie sollte ja eigentlich nachgerade von dem Platz weg,“ sagte die Mutter oft. „Aber der Doktor kriegt ein Kind nach dem andern, und dann bitten sie sie so flehentlich, ob sie nicht noch ein halbes Jahr bleiben will. Sie halten große Stücke auf sie, denn sie ist so zuverlässig mit den Kindern.“

Ja, wenn es Pelle wäre, der liebe sie gewiß fallen. Karen lachte knarrend. Etwas anderes sagte sie nicht, sie hat nie, fortzukommen zu können, beklagte sich auch nicht. Ihr Schweigen wirkte wie eine stumme Anklage und ließ alle Traulichkeit ersterben, wenn sie zugegen war.

Aber eines Tages kam sie nach Hause und warf etwas Kleingeld auf den Tisch. „Jetzt brauch' ich nicht mehr zu Doktors hin.“

„Was ist denn los? Hast Du etwas Unrechtes getan?“ fragte die Mutter entsetzt.

„Der Doktor hat mir eine an die Ohren gegeben, weil ich Anna nicht über denn Kinnstein trug, sie ist so schwer.“

„Du kannst doch woll' nicht weggejagt sein, weil er Dich geschlagen hat. Du hast gewiß eine Widerrede gehabt. Du bist so hart von Gemüt!“

„Nein, aber dann stieß ich den Kinderwagen mit dem Kleinen Erik um, so daß er herausfiel, sein Kopf ist wie ein gemuster Apfel.“ Sie verzog keine Miene.

Die Mutter brach in Tränen aus. „Aber wie kannst Du das nur tun, Kind?“ Karen stand da und sah sie herausfordernd an. Blödsinn packte die Mutter sie. „Du hast es doch nicht mit Willen getan? Hast Du es mit Willen getan?“

Karen wandte sich mit einem Achselzucken von ihr ab und ging auf die Bodenkammer, ohne Gutenacht zu sagen. Die Mutter wollte ihr nachlaufen.

„Daß sie gehen!“ sagte die Alte wie aus weiter Ferne. „Heber die hast Du kein Recht! Sie ist in Härte empfangen!“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erzählliteratur.

Marco Brociner: Das Volk steht auf, ein sozialer Roman. (Verlag A. Bong u. Co.)

Der rumänische Feuilletonist, Leitartikler, Romanist und Dramatiker gibt in seinem Vorwort bekannt, daß ihn die rumänischen furchtbaren Bauernrevolten des Jahres 1907, bei denen 11 000 Bauern von der Gendarmerte niedergemalt wurden, so erschüttert hätten, daß er beschloß, aus seinen Eindrücken ein Buch zu machen. Brociner ist als gewandter Buchschreiber und Stilmacher bekannt, und stolz nennt er sein Eindrucksbuch einen sozialen Roman. Er stellt dabei fest, daß er mit zeitgeschichtlichem Kolorit ein dichterisches Abbild der Wirklichkeit gegeben habe. Aber, mit Verlaub, „Das Volk steht auf“ ist nichts weniger als das, was ein wirklicher sozialer Roman sein soll. Dazu fehlt ihm vor allem die Größe der Weltanschauung, die klare Erkennung und Hohelegung der Zusammenhänge, das dichterische Vermögen, die Triebkräfte der agrarischen Revolution in Rumänien padend herauszuschälen und in ihnen das Typische der großkapitalistischen Bodenentrechtung für alle Kulturstaaten nachzuweisen. Nebenbei vermischt man die Kunst sicherer Menschenschilderung, den Schwung einer künstlerisch gehobenen Sprache. Man muß sich eben hier, wie bei so vielen belletristischen Erzeugnissen, durchaus an die gute Absicht halten, an eine fühlbare Wärme, aus der heraus die Geschichte entquillt, an die heiße Verfechtung der guten Sache. Allein wer mehr verlangt von einem Roman, als nur eine mit

feuilletonistischen Stroßblumen geschmückte Schilderung eines politischen Putschs, in dem zudem noch alltägliche Liebesgeschichten und Damenintrigen einen breiten Raum einnehmen, wessen künstlerischer Geschmack eine über Journalistendeutsch hinausgehende Ausdrucksform begehrt: der wird sich von dem verheißungsvollen Titel nicht irreführen lassen. In der Charakteristik der handelnden Menschen, Träger verschiedener politischer Anschauungen, herrscht das Schema vor. Keiner lebt, keiner wird Persönlichkeit, weder der schwächliche Renegat Gregor Ponte, noch der politische Hochstapler Prinz Coco, nicht die „schöne russische Terroristin“ Anna Labow, nicht das seitliche Klaffgeschöpf Helene. So bleibt kein nachhaltiger Eindruck, da die gestaltende Kraft fehlt.

Leonhard Schrödel: „Die Weltbrandtschmiede“. (Verlag Egon Fleischer u. Co., Berlin.)

Wiederum der Versuch eines sozial-wirtschaftlichen Romans. Der Kampf zweier Weltanschauungen soll bis in die letzten Konsequenzen vorgeführt werden. Die historisch-naturgesetzliche Entwicklung soll wieder einmal durch ein gewalttames Experiment, freilich nur auf dem Papier, beschleunigt und korrigiert werden. Alles Alte und Modrige soll versinken, alte Götter und Götzen fallen, als da sind Geldgier, Machtlust, Kirchenglauben und Parteigewalt. Und aus den Trümmern soll, wie schon so oft in den utopischen Träumen hervorsteigen: der neue Mensch. Aus dem Hirn eines phantastischen Dichters geboren, will dieser neue Mensch, Erich Grupp mit Namen, in seiner „Weltbrandtschmiede“ die wirtschaftlichen Freiheitsideen des „Zukunftstaates“ verwirklichen. Besagter Erich Grupp, Gefäß des wirren Bahns Schrödels, verwendet das große Vermögen, das er durch Erfindung eines brauchbaren Aeroplans gewonnen, zur Erbauung eines industriellen Werkes, einer „Rudelsfabrik“, in dem, ähnlich wie in den Jenaschen Zeitwerken, die Arbeiter am Gewinn beteiligt sind. Da aber Erich Grupp und Schrödel ganz und gar nichts von Betrieb und Handel und Produktion verstehen, kommt auch hier, was kommen mußte. Die Lustschlösser fallen ein und der Weltverbesserer steht auf den Trümmern seines Vergnügungswahns. Der Moloch Großkapitalismus fraß wie überall und stets die Rudeln mitsamt der Rudelsfabrik auf. So rettet der fähige Luftschiffer und Utopist am Ende nur sein tüchtiges, waderes Weib, die sich aber insofern als schlechte Lebensgefährtin erweist, als sie dem Ideologen Kapitalien an die Hand gibt zur Erbauung einer Weltbrandtschmiede Nr. 2. Denn Ideologen sind bekanntlich unverbesserlich. Zum Glück ist die Ausführung des Romans besser als seine abgedroschene Idee. Schrödel ist, wie er dies schon mit seinem prächtigen „Goldenen Stiefel“ bewies, ein Dichter und so wird bei ihm neben Marco Brociner das Umgekehrte wahr. Dort der Gedanke gut, die Form mangelhaft, hier der Stoff verbraucht und die Gestaltung erfreulich. Volkstümlicher Humor, plastische Bildkraft, eine gerade herzhaft Sprache sind treue Helfer des Autors.

Friedrich Huch: Enzoio, ein musikalischer Roman. (Verlag Martin Röhrke, München.)

Der Verfasser versucht hier, ähnlich wie es Wolzogen einst in seinem Schlüsselroman „Der Kraftmeyer“ tat, die Naturgeschichte des musikalischen Schöpfertums zu enthüllen. Er stellt dem komponierenden Kapellmeister, dem Musterbeispiel seichter Selbstzufriedenheit, zugleich auch Typ des rechtschaffen-pflichttreuen Normalmenschen, seinen Sohn gegenüber: Enzoio. Dieser Enzoio ist der schöne Mensch und Frauenliebhaber, das Talent, das sich nach einmaligem kurzem Aufblühen erschöpft, weil ihm zum wahren Genie die Disziplin fehlt. Aufgabe des Verfassers ist es nun, diesen Typ des vermeintlichen Genies in seinen Abstiegssphären zu zeigen und zugleich die differenzierte, schwankende, der geistigen Konzentration unfähige, der Selbstsucht stets wieder entweichende Natur, kurzum die „Künstlernatur“ zu analysieren. Enzoio, das blondgelockte Talent, das sich auch von den Weibern mehr als seinem Schöpfertum gut ist, loden läßt, steuert mit der Selbstherrlichkeit einer solchen „Künstlernatur“ (lies Schwächling, Genüßling) eines solchen „Ausnahmemenschen“ (lies ungezügelter Charakter) seiner seelischen und künstlerischen Zerrüttung zu, und gerät am Ende buchstäblich unter das Eis. (Ein allzeit bequemer Roman-schluß.) Auf dem Plan bleibt Richard, der Willensmensch, der ringend und arbeitend durch die harte Lebensschule geht.

Es ist dem Verfasser weniger gelungen, mit seinem Enzoio die Künstlerseele feinspürig zu sezieren, vielmehr interessiert sein Buch hauptsächlich durch die recht interessanten Urteile, die besagter Richard von sich zu geben hat über alte und neue Musik und ihre Meister, über Komposition als formales Kunstwerk, über die Art des musikalischen Schaffens usw. Diese theoretischen Einlagen sind sachlich und geistvoll zugleich, so daß nicht nur der Berufsmusiker, auch der Laie auf vieles Beachtenswerte stößt. Natürlich fehlt auch die Liebesgeschichte nicht, die aber in der Luft hängen bleibt.

Friedrich Huch: Peter Michel (Martin Röhrkes Verlag, München).

Dieses Buch nennt der Verfasser einen „komischen Roman“. Es ist aber immer nützlich, das Publikum vor dem Lesen schon auf eine bestimmte Stimmung gewissermaßen zu dressieren. Huch hat hier das Leitmotiv der trefflichen Helene Wöblau aufgegriffen und in seiner Art weiter behandelt. Wie nämlich die Tragik des Alltags, das ewige Einerlei kleiner Tagesnöte und Berufsorgen die Schwungkraft im Menschen langsam abtötet, wie mit der Zufriedenheit der entgeistesetzten, kleinlichen, vor Not zwar geschützten, aber gründlich entidealisierten und „entgötterten“ Daseinsform der geistige Hochflug gelähmt wird und die Seele eintrocknet. Und daß wir fast alle ein

solches Leben führen, an der Tragödie des Alltags als „ruhlose Gelben“ entweder verbluten oder — Normalbürger werden. Auch Peter Michel unterliegt dem typischen Geschick. Der gänzlich naive Sprößling einer ländlichen Lehrfamilie treibt auf tausend Masten ins Leben, beginnt als hochfliegender Idealist und phantastischer Glücksjäger und endet als „nützliches Glied“ der menschlichen Gesellschaft, als Familienstempel, der mit Vollbart, Tabakspfeife und Brillengläsern, als seine Jugend in Gestalt der einstigen Geliebten vor sein „Glück im Winkel“ tritt, in schulfestlichem Ton den Geist des freien Menschentums aus dem Hause weist, in dem München sein Weib am Kochtopf wacket und schaltet. Mit einem Lob Peter Michels auf die Selbstbeschränkung, auf die korrekte Hausbaderheit schließt das Buch. Die Familie ist das Endziel. Der Vorzug der hiesigen Lebens- Tragikomödie liegt nicht im Humor, den man nach dem oben genannten Untertitel erwarten sollte, er liegt in der großen Tendenzlosigkeit, das heißt, in einer absoluten Objektivität. Hier streift der Autor stellenweise Ludwig Thoma, wenn er trocken, schmutzlos die „Tragik des Untragischen“ in ihren Bächerlichkeiten wiedergibt. Wie Peter Michel wandeln Viele die Stationen ihres Lebensweges ab, grotesk geschoben und vom ganz Gewöhnlichen zuletzt verschlungen, obwohl das Ungewöhnliche in ihrer Seele rumorte. Dünne Märtyrer unserer Kultur sind wir alle mehr oder weniger, doch Peter Michels brauchen wir deshalb nicht zu werden. Die letzte Ueberzeugung fehlt dem Buche vor allem deshalb, weil die Psychologie gewaltig am Abicht dienstbar gemacht ist.

Karin Michaelis: Elsie Lindner, Roman. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.)

Die durch einen geschickt gewählten Titel und ein Spekulations-thema im Eiltempo berühmt gewordene Karin Michaelis hat rasch auf „Das gefährliche Alter“ ein neues Buch folgen lassen, das gewissermaßen als Fortsetzung des ersten anzusehen ist. In der Regel kann man feststellen, daß Autoren, die vom Erfolg angetrieben, sich selbst wiederläuten und wiederholen, mit dem zweiten Aufzuge lässig abschneiden. Ein typisches Beispiel ist z. B. Gerhart Hauptmanns Roter Hahn, in dem die Mutter Wolfen aus dem Wiberpelz in neuer Auflage, jedoch unendlich schwach geraten erscheint. Bei Karin Michaelis dagegen ist die Sache umgekehrt. Wenigstens was den ersten Teil ihres neuen Buches von der Heldin des gefährlichen Alters, Elsie Lindner, betrifft. Balanzierte im Gefährlichen Alter gewissermaßen alles auf dem Schwelbeil phantastischer Ausgeburt, so verblüfft in Elsie Lindner gerade die unheimlich echte Psychologie. Mit derselben unerbittlich scharfen Hellsehigkeit, mit der Ibsen den aus der Bahn getriebenen Charakter einer Hedda Gabler verstand und bloßlegte, zeichnet Karin Michaelis hier die Seele der unbefriedigten Frau von höherer Anlage, die das Leben und die eigene Natur verwirrt und mit sich selbst und ihrem besseren Selbst in Zwiespalt brachte.

Die kühl berechnende Frau, die in Iodernden Wallungen, an denen ihr Blut mehr als ihr Herz und Charakter schuld ist, zu keiner Harmonie gelangen kann und auf dem Wege zu sich und innerem Frieden, an den Dornbüschen der Extravaganzen hängen bleibt, der allerlei häßliche Dinge und Vieblosigkeiten Ventil sein müssen für die wühlende Unruhe ihres Körpers, den physiologische Veränderungen aus dem Gleichgewicht gebracht haben, diese scheinbar verärröbete Frau ist nicht mehr die sensationell aufgetriebene Elsie Lindner des ersten Erfolgsbuches, sie ist die von Tragik umwitterte Gestalt des Lebens. Freilich nur so lange sie nicht (II. Teil des Buches) von der Verfasserin „rehabilitiert“ wird. Das heißt, als Karin Michaelis, um der Welt zu zeigen, daß die Heldin des gefährlichen Alters doch „ein besserer Mensch“ ist, sie krampfhaft Mutterliebe für ein jugendliches mauvais sujet empfinden läßt und sie mit zunehmendem Alter auch mit zunehmender Sentimentalität umkleidet, wird die Geschichte romanhaft und entfernt sich von der Wahrheit des Lebens.

Katarina Potsh: Der Trinker, Roman. (Verlag Albert Langen, München.)

Wie sich Karin Michaelis in ihre bemitleidenswerte Heldin hineingelegt, hat sich Katarina Potsh mit der Seele ihres Helden, des armen Gewohnheitstrinkers John, vertraut gemacht. Man muß nach dieser beinahe epischen Schilderung der Qualen eines Trunkenbolde, der das Unglück seines Lasters in hellen Stunden grausam empfindet und dann wieder schwach mit der Seele eines naiven Kindes sich den Ausschüßständen hingibt und so in Gemeinschaft mit einem anderen Elenden Jodillen von Schönheit, Glück und Frieden erlebt, das Buch für ein Erlebnisbuch halten. Nicht nur das Milieu, Ostpreußen mit seinem Gutleben und dessen wunderliche Typen sind prächtig lebendig hingestellt, in diesem echten Rahmen sind auch die Empfindungen echt wiedergegeben. Dabei keineswegs naturalistisch von jener trassen Nüchternheit der Wirklichkeits-abschreiber. Katarina Potsh, ohne Zweifel ein beachtens-wertes Talent, legt über alles einen dichterischen Schimmer und schreibt zudem aus der Güte eines großen, ver-stehenden Herzens heraus. Man könnte sagen, es ist ein Stück Volksgedicht in ihr. So ist sie, wie sehr sie auch den schwachen John als trauriges Beispiel der Trinkerleidenschaft zeichnet, beinahe eine Freundin dieses armen Trinkers, der mit einsätigem Herzen nicht schlechter ist als die Menschen der praktischen Vernunft seiner Um-gebung und Familie. Die Verfasserin versteht es außerdem, Natur und Gefühle poetisch zu übermitteln, wie sie einen freundlichen Humor frisch ins Treffen zu führen weiß.

Max Halbe: Die Tat des Dietrich Stobäus. (Verlag Albert Langen, München.)

Man hat Max Halbe nach seinen dramatischen Mißerfolgen ge-raten, sich der erzählenden Literatur zuzuwenden. Seine Novellen: Der Ring des Lebens, wiesen manche Feinheiten und dichterische Leuchtstellen auf. Doch für einen ganzen Roman scheint wiederum seine Kraft nicht auszureichen. Dieser dickleibige Band weiß sich mit weiter nichts zu beschäftigen, als mit der Liebe eines Mannes zu einer schönen Sängerin. Ich sage nicht, daß dies kein Buchthema sei, oder zu wenig für ein Buch. Wir haben eine ganze Reihe „Wäher der Liebe“, ich erinnere nur an das aus Sonne, Licht und Wärme gesponnene löstliche Buch Kellermanns „Ingeborg“. Allein nicht auf das Was kommt es bekanntlich an, sondern auf das Wie. Hier bei Halbe aber dreht sich alles nur um ein Weib, das in keiner Weise lebendig oder fühlbar wird. Daß der Liebhaber „Du Schöne“ sagt, genügt nicht, um ein Bild von dieser Dame zu bekommen, die in der Schilderung Halbes sich nicht über die landläufige Type eines leichtfertigen Dugendgeschöpfes erhebt. Und wie diese Mittelpunktsperson leblos, uninteressant, reizlos bleibt, bleibt es auch der „Held“, vielmehr der Schwächling, der einem Koffehausliteraten verzweifelt ähnlich sieht, auch wenn er als gesellschaftlich höherer Mensch von „tieferer Bedeutung“ im Buche herumläuft. Wir erfahren von ihm weiter nichts, als daß seine Lage und seine Nächte von der besagten „schönen Karoline“ ausgefüllt werden, bis er sie endlich — das ist die Tat des Dietrich Stobäus, auf die der Leser ziemlich 600 Seiten lang warten muß — aus Eifersucht tötet. Oder war's nur ein Zufall, daß sie von der Skuppe hinab ins Meer fiel? Das bleibt eine offene Frage im Buch. Die ganze Geschichte scheint sich in der Luft abzuspielen, denn zwischen den zum großen Buch gewordenen kleinen Liebes-schmerzen zweier völlig uninteressanter, man könnte fast sagen leeren Menschen bekommen weder die Umdinge Farbe, noch verspüren wir irgendwie den Hauch der Atmosphäre, die die Geschehnisse umgibt. Kurz, die Weltanschauung fehlt, und das machen hübsche Details nicht wett.

J. V.

Kleines feuilleton.

Kunstgewerbe.

Fachkurse für Verkäufer. Es ist schon oft be-laggt worden, daß viele Verkäufer und Verkäuferinnen ihre Ware durch-aus nicht kennen. Namentlich in den großen Warenhäusern wissen sie davon meist nichts als den Preis, den sie zu fordern haben. Wozu sollten sie auch mehr wissen? Aber auch in Sondergeschäften ist es oft nicht viel anders. Man gehe z. B. in ein großes keramisches Geschäft und verluche, aus den Verkäuferinnen etwas anderes herauszuholen als die ihnen geläufigen Anpreisungen, daß das und das ganz modern sei und allgemein gefalle usw. Man ver-suche mit ihnen vom Unterschied zwischen Porzellan, Steingut, Steinzeug usw. zu reden, von Glasur, von Ueber- und Unter-glasurmalerei, von vernünftigen und unvernünftigen Dekorationsarten usw. — man wird meist auf vollkommene Unwissenheit stoßen. Diese Verkäuferinnen sehen ihre Aufgabe auch nur darin, den Kunden möglichst viel aufzureden, gleichgültig was. Wieviel ab-scheuliches Zeug gerade in der Keramik verfertigt, angeboten und gekauft wird, weiß jeder Kenner der Verhältnisse, jeder Blick in die großen Schaufenster lehrt es. Fragt man nach den Ursachen, so erfährt man von dem Fabrikanten, der Händler wolle es nicht anders, alle Versuche, Besseres zu liefern, scheiterten an der Wei-gerung des Händlers, und der Händler wiederum sagt, das Publi-kum verlange das abscheuliche Zeug. Das aber ist unbedingt falsch.

Sehr richtig hat Direktor Schäfer vom Kunstgewerbemuseum zu Bremen auf der Münchener Tagung des Werkbundes ausgeführt, man könne dem Publikum unbedingt klar machen, daß die ver-laufte Ware das richtige sei: Hat der Verkäufer Liebe für den Gegenstand, den er verkauft, und hat er für ihn Verständnis, dann wird er gute Arbeit lieber und leichter verkaufen als schlechte. Hier sollten also Kunstgewerbeschulen und Kunstgewerbemuseen ein-sehen. Es gibt z. B., sagt Schäfer, eine große Menge von Mädchen, die Kunstgewerbeschulen besuchen und später nicht wissen, wo sie bleiben sollen. Sie würden ausgezeichnete Verkäuferinnen werden; es gilt nur, ihnen auf den Kunstgewerbeschulen auch die nötigen technischen und ästhetischen Kenntnisse zu übermitteln, was wahrscheinlich meist ohnehin geschieht.

Ein anderer Weg, den Schäfer empfiehlt, sind Kurse für Ver-käufer. Er berichtet über einen solchen Kursus folgendes: Die Zeit für die Vorträge wurde so bestimmt, wie es diesen Geschäftsleuten am besten lag. Wir setzten sie auf frühmorgens zwischen 8 und 10 Uhr an. Der Kursus wurde besucht von 25 Verkäufern, meist älteren, im Fach erprobten Leuten männlichen und weiblichen Ge-schlechts, und wir unterhielten uns mehr, als daß in doktrinarer Weise dozieren wurde, über Gegenstände, die ich versuchsweise für geeignet hielt. Man kann in einem Kursus von acht Stunden nicht mehr erreichen, als daß man einige allgemeine Gesichtspunkte gibt und ein Kapitel ausführlicher behandelt. Als solches hatte ich die Keramik vorgenommen, und so ging ich von der einfachen Töpferei aus bis hinüber zur Porzellanmanufaktur. Ungefähr die ganzen technischen Möglichkeiten an alten und neuen Stücken stellte ich den Teilnehmern dieses Kursus dar, indem ich alles Kunstgeschicht-liche möglichst vermied und vielmehr auf das handwerkliche Ver-ständnis zu wirken suchte. Hält man solche Kurse regelmäßig ab, und zwar nicht bloß für Keramik, sondern auch für Textilkunst, für Arbeiten in Metall, Holz, Leder, Papier, Drucksachen usw., so müßte

sich mit der Zeit ein bedeutender Nutzen für die Schätzung der Qualität und die allgemeine ästhetische Bildung ergeben. Denn die geschulten Verkäufer und Verkäuferinnen würden mit der Zeit fähig werden, das künstlerische Gute von dem beliebten Schund zu unterscheiden und dem Publikum auch den Unterschied klar zu machen, somit die künstlerische Erziehung in weitere Kreise zu tragen.

Gaustwirtschaft.

Der Streit um die Zichorie. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts trat, wie wir in Heft 42 des „Prometheus“ lesen, der Kaffee seinen Siegeszug durch das Abendland an; die ersten Kaffeehäuser außerhalb der mohammedanischen Welt wurden 1672 in Paris und 1685 in Wien eröffnet. Mit seiner Einführung vollzog sich allmählich eine Aenderung in den Ernährungsgebräuchen der ganzen Bevölkerung, insofern, als man beim Frühstück die Morgensuppe oder das Hafersmischbrot durch den braunen Trank ersetzte, der über das letzte Müdigkeitsgefühl hinweghalf und zur Aufnahme von anderen Nahrungsmitteln, vor allem Brot, anregte. Da aber der Kaffee für die weniger bemittelten Kreise zu teuer war, tauchten bald allerlei Zusatz- und Ersatzstoffe auf. Unter diesen Surrogaten fand sehr rasch die Zichorienwurzel eine große Verbreitung; wegen ihrer ausgezeichneten Färbekraft hat sie sich sogar als Beigabe zu anderen Surrogaten unerlässlich erwiesen. In Holland verwendete man sie schon im Jahre 1690 als Kaffeesatz, 1765 gelangte das Fabrikationsgeheimnis nach Frankreich. Bald darauf fand die Zichorie auch in Deutschland Eingang, wo in den Jahren 1790 bis 1797 in Magdeburg bereits vierzehn Zichorienfabriken entstanden. Welch hohe wirtschaftliche Bedeutung die Zichorie heute besitzt, kann man daraus entnehmen, daß im Jahre 1907 im Deutschen Reich 6170 Hektar mit dieser Pflanze bebaut waren, während der Ernteertrag einen Wert von 4100 000 M. darstellte. Die Mittelpunkte des Zichorienbaues sind in Norddeutschland die Gegend von Magdeburg, im Süden die Städte Ludwigsburg und Heilbronn.

Hat sich aber die Zichorie im Laufe der Jahre bald eine große Zahl von Anhängern erworben, so sind ihr andererseits schon frühzeitig erbitterte Gegner entstanden, die warnend auf die gesundheitsschädlichen Wirkungen des Zichorienaufgusses hinwiesen. Auch neuere Autoren sind zu ähnlichen Urteilen gelangt. Häufig wird dabei eines besonderen Giftes der Zichorie gedacht, für dessen Existenz aber der Beweis nicht hat erbracht werden können.

Indessen sind, namentlich in neuerer Zeit, der Zichorie auch Verteidiger entstanden, die sie gegen jene schlimmen Vorwürfe in Schutz nehmen. So tritt eine Veröffentlichung des Reichsgesundheitsamtes vom Jahre 1903 für die Kaffeesatzstoffe im allgemeinen ein und sagt von der Zichorie, daß die früheren absprechenden Urteile eigentlich schon durch den steigenden Verbrauch des Produktes als widerlegt gelten könnten. Kürzlich hat nun auch der Hygieniker Professor Dr. Ferdinand Hueppe in Prag eingehende Studien über die Zichorie angestellt, deren Ergebnisse eine glänzende Ehrenrettung für die Vielgeschmähte bedeuten. Auf Grund zahlreicher Analysen und Vergleiche mit anderen Surrogaten kommt er zu dem Urteil, daß gegen die Verwendung von Kaffeesatz- und -zusatzmitteln, insbesondere auch der Zichorie, Bedenken vom gesundheitlichen Standpunkt nicht vorliegen.

Geologisches.

Der Uhrzeiger der Weltgeschichte. Eine große Summe von Geistesarbeit ist von den Naturforschern auf eine Lösung der Frage verwandt worden, wie lange die Erde als fester Körper bestehen mag, und namentlich wieviel Zeit seit dem ersten Erscheinen des Lebens auf der Erde vergangen ist. Die verschiedensten Wege sind benutzt worden, um zu einer Schätzung dieser Zeiträume zu gelangen, aber die Ergebnisse sind so unsicher und abweichend gewesen, daß man ihnen kein besonders großes Interesse hat entgegenbringen können. Der letzte ganz neuartige Weg zu diesem Ziel wurde durch die neuen Radiumforschungen geboten. Das Alter der Erde wurde danach seit Beginn der ersten Gesteinsablagerungen aus dem Wasser auf 500 Millionen Jahre veranschlagt. Nachdem man früher aus Beobachtungen der Zeitdauer, die bei Niederschlägen aus dem Wasser erforderlich ist, ein Alter der Erdkruste von höchstens 50 Millionen Jahren herausgerechnet hatte. Diese großen Unterschiede in den Ergebnissen rühren zum Teil davon her, daß die Zusammensetzung der Erdkruste immer noch zu wenig bekannt ist, da man höchstens etwa zwei Kilometer durch Bohrungen in ihr Inneres hinab gelangt ist. Es ist daher noch einigermaßen willkürlich, wenn der hervorragende Geologe Sollas die Dicke der Erdkruste seit dem Beginn des Gesteinsniederfalls aus dem Wasser auf etwa 80 Kilometer ansetzt. Professor Holmes ist nun in der „Nature“ durch neue Berechnungen und Erwägungen zu dem Schluß gelangt, daß unsere Mutter Erde jetzt seit etwa 325 Millionen Jahren „steht“ und lebenden Geschöpfen zum Wohnort dient. Bei dieser Berechnung hat natürlich auch berücksichtigt werden müssen, daß die Schichten immer wieder aufs neue abgetragen werden.

Medizinisches.

Neue Forschungen über den Krebs. Das von dem Britischen Fonds für Krebsforschung unterhaltene Laboratorium hat einen bedeutungsvollen Bericht über die bisher geleistete Arbeit veröffentlicht. „Zum ersten Mal kann einwandfrei bewiesen werden,“

so berichtet Dr. Wafford, „daß die immer wieder auftauchenden Gerichte von einer Zunahme der Krebskrankheiten unbreehtig sind.“ Das wichtigste aber ist die auf Grund von zahlreichen Versuchen gewonnene Erkenntnis, daß der Krebs nicht ansteckend ist. Die Forschungen führten zu der Erkenntnis, daß die meisten Krebsleiden in der Regel auf die fortdauernde Erregung gewisser Körperteile zurückzuführen sind. So erklären sich z. B. die in Tibet fast epidemieartig auftretenden Erkrankungen an Magenkrebs durch die dort herrschende Gewohnheit, Gefäße mit glühenden Holzlohlen zu tragen, ebenso wie sich im fernen Osten die meisten Krebskrankungen auf die Unsitte der Eingeborenen, den ganzen Tag über gewisse Rüsse zu kauen, zurückführen ließen. In China ist besonders der Kehlkopfkrebs weit verbreitet, und zwar nur unter den Männern; die Erklärung ist, daß die Chinesen den Reis stets sehr heiß essen. Die Frauen aber genießen diese Nahrung lauwarm oder kalt, und man findet daher unter ihnen auch keinen Kehlkopfkrebs. Experimente mit Mäusen haben gezeigt, daß der Brustkrebs sich bei diesen Tieren in der Tat bisweilen vererbt, aber der Gelehrte weist ausdrücklich darauf hin, daß aus diesen Beobachtungen noch keineswegs auf eine allgemeine Erblichkeit des Krebses geschlossen werden könne. Einen lichten Ausblick in die Zukunft gewähren die Beobachtungen, nach denen bei einer ganzen Reihe von krebskranken Mäusen das Leiden durch einen natürlichen Heilungsprozeß ertötet wurde. Ähnliche Erscheinungen wurden auch bei menschlichen Krebsleidenden festgestellt.

Technisches.

Sandstreuer für Lokomotiven. Im Sommer pflegen sich alljährlich die Eisenbahnkatastrophen zu mehren, ähnlich wie die Unglücksfälle in den Alpen. Da kommt es denn jedem mit verstärkter Kraft zum Bewußtsein, daß auch die kleinste Verbesserung der bestehenden Vorrichtungen für die Sicherstellung von Zügen von unberechenbarem Wert ist. Mit der Verhütung von Entgleisungen in Kopfstationen und auf toten Gleisen ist man schon einigermaßen fertig geworden, nachdem endlich jemand das Kolumbusei gefunden hatte, daß man ja nur das Ende des Gleises genügend mit Sand zu bestreuen brauchte, um unter allen Umständen zu verhindern, daß die Lokomotive über die Puffer hinausfahren könnte. Gewissermaßen eine Erweiterung dieser Einrichtung ist ein von dem Franzosen Lambert erfundener Apparat, der für Lokomotiven etwa daselbe bewirkt wie der Sandstreuer bei elektrischen Straßenbahnen und auch ungefähr dieselben Mittel dazu anwendet. Der Gedanke ist auch für eigentliche Eisenbahnzüge längst nicht mehr neu, vielmehr kommt eine große Zahl verschiedener Konstruktionen von Sandstreuern vor, die aber, abgesehen von einem zuweilen ziemlich hohen Preis, den Fehler haben, leicht zu versagen, wenn der Sand nicht durchaus trocken gehalten wird, weil er sonst nicht schnell genug aus dem Apparat heraus auf das Gleise fliehet. Diesen Uebelstand hat Lambert, ein Ingenieur einer der größten französischen Eisenbahngesellschaften, durch seine Erfindung zu vermeiden gesucht. Er verzichtet von vornherein auf trockenen Sand, sondern mischt ihn gleich mit einer genügenden Menge Wassers, aber doch so, daß er eine hinreichende Bremswirkung hervorbringt. In Frankreich sind bereits 350 Lokomotiven mit dem neuen Apparat ausgestattet worden, der sich durchaus bewährt hat, sogar bei Versuchen im vorigen Winter zur Zeit eines starken Frostes. Die Vorrichtung soll nicht allein die Bremswirkung steigern, sondern das Gleiten der Maschinen auf den Gleisen bei zu großer Glätte, namentlich bei starkem Gefälle der Strecke, verhüten.

Die automatische Mitrailleuse. Das Maschinen-gewehr, eine der furchtbarsten Waffen, die der Menschengestalt bisher je erfunden hat, erfährt noch immer weitere „Verbollkommnungen“. Auch im englischen Meer ist jetzt gerade wieder eine neue Verbesserung des Maschinengewehrs in der Ausführung begriffen, die als automatische Mitrailleuse Vidars bezeichnet wird. Vidars ist die große Firma, von der das Modell ausgearbeitet worden ist. Der hauptsächlichste Mangel der bisherigen Maschinengewehre hat daran gelegen, daß sie sich bei der sehr schnellen Folge von Schüssen sehr rasch erhitzen und dadurch ihre Treffsicherheit verlieren, indem sich der Durchmesser der „Seele“ durch die Wärme erweitert. Man hat daher den Lauf mit einer Hülse umgeben, die mit Wasser gefüllt ist und so eine Kühlung hervorruft, selbstverständlich aber auch nur so lange, bis das Wasser selbst bis zum Sieden erhitzt ist. Um diesen Zeitpunkt zu verzögern, muß die Wasserhülse so geräumig wie möglich gemacht werden, wodurch aber wieder das Gewicht und die Größe des Ganzen gesteigert wird. Trotzdem ist es jetzt gelungen, das Gewicht des Maschinengewehrs von 31 auf nur 16 Kilogramm, also fast um die Hälfte zu vermindern, wobei noch die vier Liter Wasser mitgerechnet sind, die in die Hülse hineingegossen werden müssen. Das Gewehr selbst ist auf einem Dreifuß montiert, der 23 Kilogramm wiegt. Der Transport wird auf 3 Leute so verteilt, daß einer das eigentliche Geschütz, der andere das Stativ und der dritte die Munition trägt. Wenn das Gestell nicht dazu gebraucht wird, um das Gewehr in eine größerer Höhe über dem Erdboden zu bringen, so dient es als eine Unterlage, die auch auf einer ebenen Fläche einen sicheren Halt findet. Außerdem ist mit dem Gewehr eine Pumpe verbunden, durch die immer neues kaltes Wasser in das Gehäuse geschafft werden kann. So können 30 000 Schüsse hintereinander abgefeuert werden.